

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 23

Artikel: Das Gespenst
Autor: Linden, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS *Gespenst*

Im Spätsommer erhielt Josef Gubler, ein junger deutscher Kunsthändler und Antiquar, von einem italienischen Geschäftsfreund die Mitteilung, dass in Genua, der Geburtsstadt Paganinis, einige unbekannte Kompositionsmanuskripte sowie verschiedene kleine Gebrauchsgegenstände aus dem ehemaligen Privatbesitz des grossen Meisters der Geige aufgefunden worden seien und zur Versteigerung gelangen sollten.

Gubler fuhr sofort nach Genua.

In geschäftlicher Beziehung verlief die Reise jedoch erfolglos. Die «Kompositionsmanuskripte», für die Musikwelt unverwertbare Fragmente, erzielten ebenso wie die Wohnungsgegenstände derartig hohe Liebhaberpreise, dass Gubler frühzeitig aus der Interessentengruppe zurücktrat.

Nun ereignete es sich, dass Gubler am Vorabend seiner geplanten Rückreise nach Deutschland durch den bereits erwähnten Geschäftsfreund, der über ausgezeichnete Verbindungen verfügte, eine Einladung des Grafen Trifugga erhielt. Selbstverständlich wusste Gubler, was die Einladung bedeutete. Der Graf Trifugga war einer der bekanntesten Sammler Europas, ja vielleicht sogar der Welt. Gubler folgte der Einladung sofort.

Die erste Überraschung war das Schloss des Grafen.

Die Villen, Hotels und Schlösser an den Abhängen der Riviera sind fast alle hellfarbig, zumeist weiß oder gelb. Marzipanbauten gleich schimmern sie aus den grünen Hügelwäldern, und die Bläue von Meer und Himmel verniedlicht sie vollends zur Märchenarchitektur. Das Schloss des Conte Gianettino Trifugga aber war rot, dunkelrot, und der Erbauer hatte gewiss lange gesucht, bis er jenen rötesten, fast purpurroten Sandstein gefunden hatte, den er dann zu einem kühnen Bau schichtete, der besonders im heissen Mittagslicht eher ein Illusionsgebilde als ein steineres Heim des menschlichen Lebens zu sein schien.

Der Graf Trifugga war ein imponierender alter Mann. Er war das älteste Mitglied einer uralten

venezianischen Familie, das standhafte, silberhaarige Haupt eines weitverzweigten Hauses. Viele Menschen hatte der dreiundsechzigjährige Graf sterben sehen, gleichaltrige und jüngere. Zwei Frauen hatte Trifugga im kleinen Zypressenhain bestatten müssen. Ihn selbst aber umging oder vergaß der Tod.

Den stärksten Eindruck auf den Besucher machten die Augen des Grafen. Sie waren gross, schwarz, und ihr überlegener Blick funkelte in ungebrochener Schärfe. Gastgeber und Guest unterhielten sich glänzend. Gemeinsame Interessen und Kenntnisse boten Gelegenheit zu langen, hintergründigen Gesprächen und Diskussionen. Immer wieder entzückten Gubler des Grafen chevalereske Art, seine geistige Elastizität, sein umfassendes fachmännisches Wissen und seine souveräne Beherrschung der Kunstgeschichte. Der Graf sprach fünf Sprachen fliessend — als höflicher Gastgeber sprach er mit Gubler natürlich deutsch.

Am Abend des dritten Tages sass der Graf und Gubler auf einer Loggia an der Meerseite. Der Sonnenuntergang vollzog sich wie stets mit Scharlachrot, Gold und Azurblau als ein Triumph von Farben, Licht und Schönheit — ein ewiger Zauber, den die Wiederholung nicht mindert und der nun auch die lebhaftesten Gespräche der beiden Männer für einige Minuten zum Stillstand brachte. Nach einer Weile fragte der Graf, ein bisher vermiedenes Thema berührend: «Hat Ihnen von den Leuten jemand etwas erzählt, Herr Gubler?»

Der Angeredete, leicht irritiert von der Frage, verneinte. Der Graf fuhr fort: «Vor acht Tagen ist im Schloss ein Gespenst aufgetaucht. Ich selbst sah es leider nicht, aber einige meiner Bedienten behaupten, die Erscheinung an verschiedenen Stellen des Schlosses bemerkt zu haben. Komischerweise haben gerade jene Leute die Beobachtung gemacht, die ohnedies abergläubisch veranlagt sind, so dass sie nunmehr gewissermassen einen Trumpf für ihre Hirngespinsten in der Hand zu haben glauben. Sie erinnern sich gewiss an das Bildnis jenes im Sessel sitzenden Herrn in roter Robe, das ich Ihnen gestern im venezianischen Saal zeigte. Dieser bemerkenswerte Herr — Loredano Trifugga hieß er — Doge von Venedig, Mitglied des geheimen Gerichts und bekannter Gönner Casanovas, ist es, in dessen irdischer Gestalt das Gespenst aufzutauchen beliebte. Die Möglichkeit der Wiederkehr von Toten, die von manchen Menschen für wahrscheinlich, ja sogar für gewiss gehalten wird, kommt für mich nicht in Be-

tracht. Vollends lächerlich erscheint es mir, dass ein Mann wie Loredano, der ein ernstes Leben geführt hat, als wesenloser Schatten in einem Schloss herumspuken soll, das er zudem nie betreten hat, denn er ist erst spät nach seiner Zeit erbaut worden. Für mich gibt es in diesem Fall nur zwei Fragen: Entweder haben die Leute Halluzinationen gehabt, oder es hat sich irgendein Tölpel eine Farce zu unpassender Zeit herausgenommen. Schliesslich ist im Sommer nicht Karneval. Was sagen Sie hierzu, Herr Gubler?»

Der junge Deutsche, von der überraschenden Mitteilung in leise Verlegenheit gebracht, erwiederte: «Heikle Dinge, Herr Graf, über die sich zu äussern schwierig ist! Die Annahme, zu der Sie wohl am ehesten neigen, dass die Leute Halluzinationen zum Opfer gefallen sind, ist wohl die vernünftigere von beiden Möglichkeiten; aber es ist doch bedenklich, daran zu glauben, denn es sind immerhin mehrere Menschen, die behaupten, das Phantom gesehen zu haben. Wahrscheinlich ist es doch so, dass sich irgend jemand einen übeln Scherz geleistet hat. Könnte es nicht vielleicht auch ein Dieb gewesen sein, dem es einfiel, einen Raub in einer Maskerade auszuführen?»

«Auch daran habe ich gedacht, sogar unmittelbar», erwiederte der Graf, «aber anscheinend ist das nicht der Fall, denn es fehlt nichts. Ich habe alles nachgeprüft. Doch reden wir nicht mehr davon! Ich habe dem Personal befohlen zu schweigen, und schob es auch auf, es Ihnen selbst zu sagen, um Sie nicht gleich am Anfang Ihres Besuches zu beunruhigen. Hoffentlich stört das Schlossgespenst nun nicht Ihren Schlaf. Ich habe Ihnen einen Revolver in die Nachttischschublade legen lassen für den Fall, dass das Phantom wieder kommen und auf menschliche Weise gefährlich werden sollte!»

«Das würde ich mir ja nun herzlich wünschen», lachte der junge Deutsche, «es wäre ein herrlicher Spass, auf einen Gast aus dem Jenseits zu feuern und dabei klägliche Menschenschreie zu hören. Wenn mich etwas beunruhigt, Herr Graf, ist es lediglich der Gedanke, dass dieses rote Gespenst sich etwa von mir abschrecken lassen könnte und erst nach meiner Abreise wieder auftauchen sollte. Vielleicht begnügt es sich aber überhaupt mit seinem einmaligen Erscheinen. Mir jedenfalls wäre es willkommen, ihm zu begegnen!»

«Nun, hoffentlich haben Sie Glück und werden ein Geisterseher», lächelte der Graf, dem es sehr gefiel, dass sein junger Guest die «blöde Sache»,

wie er die Gespenstergeschichte selbst verächtlich nannte, mit Mut und Witz aufnahm.

Mehrere Tage waren vergangen. In jeder Nacht wachte Gubler auf. Seine Phantasie arbeitete auch im Schlaf so lebhaft, dass der Erwachte mit offenem Auge weiterträumte. Jedoch verfolgte den Schläfer keineswegs das in der Dogenrobe aufgetauchte Schlossgespenst — nein, die Wirklichkeit war es, die so tief erregte, diese südländische Wirklichkeit, die viel romantischer war als fragwürdige Geister; diese Riviera war es, diese bestrickende Landschaft, dieses originelle rote Schloss, unter dem das blaue Meer wogte — was bedeutete gegenüber diesen magischen Reizen ein Gespenst, ein Geist, ein wandernder Totter?

In der zehnten Nacht erwachte Gubler wiederum mitten im Schlaf. Dieses Mal war es nicht die tauendstimmige Harfe der Meernacht, die seine Ohren betörte, dieses Mal waren es die Fäuste des Dieners Anselmo, den Gubler gebeten hatte, ihn zu wecken, falls die Erscheinung noch einmal kommen sollte. Gubler stürzte in Mantel und Pantoffel. Er nahm den Revolver in die Hand. Die Männer eilten zum Nordflügel. Niemand ausser Anselmo, der stets als Letzter zu Bett ging, hatte in dieser Nacht das Gespenst bemerkt. Der Graf schlief. Da er sich jede Störung seiner Ruhe verbeten hatte, auch wenn das Gespenst, an das er ja ohnedies nicht recht glaubte, noch einmal wiederkommen sollte, wagte Anselmo nicht, seinen Herrn zu wecken.

«Dort, sehen Sie!» flüsterte jetzt der Diener mit bebender Stimme.

Wahrhaftig — auf dem hintersten, an der Bergseite gelegenen, zu den Gemäldekabinetten führenden Korridor bewegte sich in der Geistern wohl eigentümlichen, langsam Gangart, im Mondlicht vollkommen deutlich, eine Erscheinung, ein alter, weissbärtiger Mann in langer, bis zu den Füssen wallender, scharlachroter Dogenrobe. Lautlos schlichen Gubler und Anselmo hinterher. Gublers Gedanke, dass die Erscheinung in jenem Raum verschwinden würde, in dem das Porträt des Loredano Trifugga hing, erwies sich als falsch. Ohne Zögern ging der gespenstische Doppelgänger am Urbild seiner Erscheinung vorbei. Erst die Tür des letzten Raumes, der die französischen Meister enthielt, öffnete er. Gubler und Anselmo liessen eine kleine Weile vergehen. Dann drückten sie, sorgsam darauf bedacht, nicht das leiseste Geräusch zu verursachen, langsam die Tür, die das Gespenst nicht geschlossen hatte, zurück und späh-

ten, hinter der Portiere verborgen, in das Innere des französischen Kabinetts.

Was die Beobachter sahen, war so überraschend, dass starke Selbstbeherrschung dazu gehörte stillzubleiben.

Das Gespenst hatte ein Bild von der Wand genommen und war gerade damit beschäftigt, mit Messer und Zange die Leinwand aus dem Rahmen zu nehmen. Die Beobachter liessen das Gespenst vorläufig gewähren, um zu völligem Verständnis des Vorganges zu gelangen. Nun spannte es eine zweite Leinwand, die es wohl mitgebracht hatte, in den leeren Rahmen, stieg sodann auf den schon früher an die Hand gerückten Stuhl und hängte das Bild mit der vertauschten Leinwand wieder an seinen Platz. Beim Ersteigen des Stuhls glitt die rote Robe etwas zurück und enthüllte eine völlig moderne Sakkohose.

Der Moment zum Handeln war für Gubler und Anselmo gekommen.

Die Männer traten aus der Nische, in die sie sich versteckt hatten. Gubler richtete den Revolver auf den Bilderdieb, während Anselmo das Gespenst mit einem Strick an Händen und Füssen fesselte. Darauf wurde der Fremde, der seine Ueberrumpelung völlig lautlos hingenommen hatte, in eine nahe gelegene fensterlose Kammer eingeschlossen. Gubler gebot Anselmo Schweigen, hinderte ihn aber nicht, dem Gespenst den angeklebten Bart vom Kinn zu ziehen.

Beim Frühstück am nächsten Morgen entwickelte der Graf eine prächtige Laune. Gubler folgte mit Freude der amüsanten Gesprächigkeit des alten Herrn, wartete eine Pause ab und setzte ihn dann von dem Abenteuer der Nacht in Kenntnis.

Verblüfft sass der Greis einige Sekunden da. Seine Augen funkelten noch stärker als gewöhnlich. Seine Finger trommelten auf der Tischplatte. Dann klingelte er nach Anselmo. Kurz darauf brachten drei Diener das Gespenst. Als der Graf den Gefangenen erblickte, rief er, höchstes Erstaunen im markanten Gesicht: «Aber das ist ja Martinez!»

Das Gespenst, das ein Mensch war und also Martinez hiess, senkte den Kopf. Auf einen Wink Trifuggas setzte sich der Gefangene in einen Sessel, und die Diener verliessen den Raum.

«Sie kamen, Martinez», sprach der Graf, «nicht unerwartet, nur reichlich verspätet. Vor einem Jahr wollten Sie doch wiederkommen! Sie wissen, dass Sie mir Handschriften Casanovas angeboten hatten, Da die Briefe, wie Sie angaben, an eine

Dame meines Hauses geschrieben sein sollten und Sie ihren Inhalt als sehr intim bezeichneten, war ich bereit, jede geforderte Summe zu zahlen. Um so mehr musste mich Ihr völliges Schweigen wundern. Keinesfalls hätte ich jedoch erwartet, Sie hier als Schlossgespenst wiederzusehen. Wenn Sie mir durchaus die alten Franzosen, die ich nicht verkaufen will, stehlen mussten, so mag dieser Drang, obwohl er verbrecherisch ist, noch zu verstehen sein. Lächerlich und besonders beleidigend muss ich es aber nennen, dass Sie hier als Gespenst meine Leute aufregen und für Ihre Farce ausgerechnet die ernste Gestalt eines Grafen Trifugga missbrauchen. Eine tolle Anmassung, Herr Martinez! Was haben Sie dazu zu sagen?» Der Gefangene erwiderete: «Die Erklärung, die Sie verlangen, Herr Graf, ist einfach. Die angebotenen Handschriften Casanovas besass ich nicht. Das Angebot war eine Finte, nichts als ein Grund, um nochmals auf das Schloss zu kommen. Ihnen, Herr Graf, brauche ich nichts von den Leidenschaften der Sammler zu sagen. Der Mann, der damals Ihre alten Franzosen kaufen wollte, gab sich mit Ihrer Ablehnung nicht zufrieden. Er bearbeitete mich so lange und steigerte fortgesetzt seine finanziellen Angebote, dass ich schliesslich mürbe wurde und ich mich bereit erklärte, jenen Plan auszuführen, der übrigens nicht meiner, sondern der Phantasie jenes Mannes entsprang. Ich kam zum zweiten Male hierher, um mich über die Möglichkeit der Durchführung des Vorhabens noch einmal genau zu informieren. Hätten die Bilder in der Nähe des Schlosseingangs statt am hintersten Ende gehangen, dann wäre die Maskerade nicht notwendig gewesen. Da Sie, Herr Graf, eine zahlreiche Dienerschaft haben, erschien es mir ausgeschlossen, fast fünfzehn Minuten lang unbemerkt durch die Korridore zu kommen. Als Gespenst jedoch konnte ich unangefochten passieren; denn die meisten Ihrer Leute sind, wie ich erfuhr, abergläubisch wie fast alle Südländer. Sie, Herr Graf, betrachtete ich als die einzige Gefahr. Ich hörte jedoch gern, dass Sie immer gut und tief schlafen. Mehr als zweimal brauchte ich nicht das Gespenst zu mimen. Die beiden Besuche hätten zum Austausch der Bilder genügt. Mein Auftraggeber war übrigens der Ansicht, dass der Plan nicht sehr gefährlich sei, ja, er hielt es sogar für möglich, dass die Affäre überhaupt nicht entdeckt werden würde; denn er selbst hatte monatelang gesucht, bis er einen Kopisten gefunden hatte, der Kopien so echt herstellte, dass sie sogar dem



scharfen Sammlerauge eines Conte Trifugga wenigstens nicht allzu schnell auffallen!»

«Wenn ich recht versteh», sagte jetzt der Graf, welcher der Erzählung mit ironischem Interesse zugehört hatte, bemüht bleibend, das Lächeln zu unterdrücken, «hängen also bereits seit Ihrem ersten Auftauchen, Herr Martinez, Fälschungen in meinem Schloss, ohne dass ich es bemerkt habe!»

«Allerdings», bestätigte Martinez, «das erste Mal tausche ich zwei Stücke um und in dieser Nacht das dritte Bild!»

«Haben Sie die beiden ersten Originale schon abgeliefert?» fragte der Graf, nunmehr mit drohend hochgezogener Braue.

«Nein», erwiderte der Pariser, «ich habe sie noch unten im Hotel!»

«Freuen Sie sich, Martinez», lächelte der Graf, «dass Sie als Mensch ebensoviel Glück haben wie als Gespenst. In der Tat, wenn unser mutiger deutscher Freund hier nicht zu Besuch weilte, wäre

Ihr Vorhaben zweifellos gegückt, und es wäre vielleicht eine lange Zeit vergangen, bis ich die Fälschungen entdeckt hätte. Schliesslich habe ich 117 Bilder hängen. Uebrigens wundert es mich, dass Anselmo Sie nicht wiedererkannt hat; nun, er wird alt, und es gehen auch zu viele Leute hier ein und aus!»

Der Graf, mit der Distanz einer witzigen Geisteshaltung dem Leben gegenüberstehend, liess Martinez, der die Originale zurückbrachte, straflos laufen, versäumte jedoch nicht, dem Franzosen sarkastische Randbemerkungen mit auf den Weg zu geben und ihm von nochmaligen Besuchen, sowohl in irdischer als in unirdischer Form, dringend auzuraten.

Eine Woche später reiste Gubler nach Deutschland zurück. Raritäten Paganinis hatte er gesucht und nicht bekommen, indes war der junge Kunsthändler zum Helden eines ungewöhnlichen Abenteuers geworden, das sich, zu Hause noch etwas ausgeschmückt, vortrefflich zum Erzählen eignete.

BERNHARD SHAW

gratuliert

Zu den Bekannten Georg Bernhard Shaws gehörte auch ein Maler namens Donald Back. Back litt sehr darunter, dass er hässlich war, und klagte dies dem alten Spötter Shaw in einer vertrauten Stunde.

«Für Sie ist es noch nicht zu spät», sagte G. B. S. «Sie sind noch jung, das Leben liegt noch vor Ihnen; heiraten Sie eine schöne Frau, und in ihren Kindern wird alles wieder gut!»

Donald Back aber liebte bereits. Er liebte eine Kollegin, eine Bildhauerin, die nicht weniger von der Natur benachteiligt worden war, was äussere Reize betrifft, als er selber. Und er heiratete sie.

Als Shaw dies hörte, weigerte er sich, auf die Hochzeit zu gehen; für sein ästhetisches Gefühl sei dies eine Zumutung.

Nach einem Jahr hatten Backs ein Baby. Sie schickten Shaw eine Karte: «Kommen Sie, Sie

werden staunen, wie schön das Kind ist!» Shaw kam nicht, obwohl ihn die Neugier plagte. Ein halbes Jahr später aber begegnete er dem jungen Paar auf der Strasse.

«Hallo, Shaw», rief der Maler erfreut, «wollen Sie nicht unser Kind bewundern?»

Shaw beugte sich über den Kinderwagen, in dem ein kleines, zappelndes Wesen lag. Ein Mädchen mit blondem Haar. Ein entzückendes Geschöpf.

«Na, was sagen Sie jetzt?» fragte die stolze Mutter.

Da sah der Dichter nachdenklich die beiden Eltern an, dann sagte er: «Dies hübsche Kind hat Ihnen bestimmt der Storch gebracht. Gratuliere!»

Peter Aumüller